

Die Schuldige.

(Nachdruck verboten.)

Von C. Viebig.

Abseits vom Dorf liegt der Hof des Simeon Pfalzel.

Wo die Berglehne eine Waldblöße zeigt und sanft abfällt in ein schönes Thal, hängt das Haus und schaut aus niedrigen, gedrückten Scheiben in die liebliche Enge nieder, durch welche das muntere Kind der Mosel, die kleine Kyll, jetzt schäumt und rauscht wie ein Gebirgsbach, jetzt still und sitzig dahinflutet.

Der Simeon Pfalzel ist kein reicher Mann. Das Dach über seinem Kopf ist nur von Stroh, die Mauer um sein Gehöft bröcklig; im Stall brüllen nur wenige Kühe, ein dürrer Hahn kräht auf dem Misthaufen, und die zwei Ackergäule sind richtige Schindmähren. Kein Wunder, daß der Bauer mißvergnügt ist und sein Weib auch; dem hängt zu allem noch ein Kropf am Halse, eine recht überflüssige Aufgeblasenheit.

Heut wehen die ersten Frühlingswinde um den Pfalzelhof und rütteln mit jugendlichem Ungestüm an den schiefen Fensterläden, daß sie hin und her klappern, und das schwere Hofthor in den verrosteten Angeln kreischt.

Es ist April.

Wie ein lachendes Kind in schneeigen Windeln liegt Ehrang, das Dorf, zwischen Blütenbäumen; mit schimmerndem Weiß sind die Gärten überschüttet. Das ist ein Glänzen und Prangen.

Vor dem Hof des Pfalzelbauern standen ihrer drei, zwei Männer und ein Weib, und lugten schein durch eine Spalte im Thor. Die Männer hatten langes, straffes Haar, trugen runde Filzhüte, blaue Hemden, dazu allerhand Drahtwaaren über der Schulter — armes Slowakengesindel — das Weib war gelb, schwarzäugig, früh verblüht und schleppte ein Kind, in eine Plane gebunden, auf dem Buckel. Sie sahen alle müde, hungrig und verkommen aus; man hatte sie aus dem Dorfe gejagt, nun versuchten sie's hier an dem einsamen Gehöft.

Sie stießen das Thor auf, ein rauhaariger Hund sprang ihnen mit wütendem Gekläff entgegen, und hinter'm Stall schlug der zweite an.

„Schnoranten! Schnoranten!“ kreischte jetzt eine gellende Weiberstimme vom Fenster her, und aus dem Haus stürzte der Bauer, einen derben Knotenstock schwingend.

„Häh, Ihr doa, packt Euch! Ludervolk, Zigeiner! — Watt? Gouger! Brud! Eloa kommen ech — han sälwst neist ze fressen — schärt Eich zom Deiwel.“

Ohne ein Wort wichen die drei zurück, gewandt schlüpfen sie zum Hofthor hinaus; die Männer liefen den Waldweg zur Kyll hinunter, nur das Weib folgte langsamer, schleppte müde die Füße und schaute oft verlangend um. Das kleine Geschöpf in der Plane erhob ein jämmerliches Winseln. Nun hochte die Wintter nieder am Weg, langte das Bündel vom Rücken, schlug ihren Rock um dasselbe und wiegte es sacht hin und her. Ihre Augen blickten mit einer stumpfen Gleichgültigkeit vor sich nieder, der Wind blies ihr die dünnen Kleider durch und durch und zerrte das sahlothe Kopftuch in den Nacken.

„Pst! pst!“

Sie hörte nicht.

„Pst! pst!“

Doben an der Mauer stand eine Gestalt und winkte. Das Weib fuhr auf und blickte sich schein um, dann schlich es behend näher. Am Thor die Winkende, eine große Dirne in bäuerischer Tracht, sah sich erst nach allen Seiten um, zog dann schnell ein derbes Stück Brot aus der Tasche und hielt es dem Weib entgegen.

„Dao, for Eich!“

„Diekuji, diekuji, danke,“ murmelte die Fremde und grub heißhungrig ihr blickendes Gebiß in den Kanten. Ein Windstoß wehte ihr dabei die wilden Haare zwischen die Zähne.

„Du, kalt, friert sich arme Kind, chadak!“

Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck blieb der Blick der Dirne auf dem kleinen, elenden Gesicht haften. Sie erlebte jäh, riß dann mit einer heftigen Gebärde das verhüllende große Tuch von ihrem Oberkörper und warf es über das Kind.

„Ah!“ Die Fremde grinste und haschte nach der Hand des Mädchens. „Gute Frau, sehr gute Frau!“ wies dann erst auf sich, dann auf die andere, dabei verständnißinnig mit dem Kopfe nickend. „Ah, gute Frau, so jung, wird haben auch bald kleine Kind — saplatsch pan, vergelt's Gott!“

Ein unwillkürliches Zittern überflog die Glieder der jungen Person, sie nickte stumm und schaute dann unbeweglich dem Weibe nach, das nun hastig dem Wald zulief und bald im abendlichen Dämmer hinter den Büschen verschwand. Nur das rothe Kopftuch leuchtete noch einmal auf, das Wimmern der dünnen Kinderstimme klang zurück.

„Jesses Maria!“ Das Mädchen am Thor schüttelte sich wie in innerem Schauer und biß die Zähne zusammen. —

Das war die Barbara Holzer, des Pfalzelbauern Magd, die im Frühlingsbrausen am Thor stand und mit einem leeren Ausdruck in die Ferne starrte. Ihr junges Gesicht sah schmal und herb aus, keine Spur von Farbe auf den mattgebräunten Wangen, um den Mund ein Zug von Trauer und Troß, in den tiefdunklen, gespenstisch großen Augen ein düsteres, ängstliches Fragen.

Vor einem Jahr hatte die Barbe anders ausgesehen, als sie in des Simeon Pfalzel Dienst trat. Da war sie rothbackig hinter den Hühnern dreingesprungen, hatte singend die Kühe zur Weide getrieben, war hurtig mit ihren bloßen Füßen den steilen Pfad zur Kyll hinauf und hinterher gehüpft, den schweren Wasserbottich auf dem Kopf oder die vollgepackte Gotte auf dem Rücken. Ernsthaft hatte sie zwar immer dreinschauen können für ihre zwanzig Jahre, und verstockt war sie schon als Kind; aber wenn ein nicht Vater noch Mutter mehr hat und von klein auf zwischen fremden Leuten herumgestoßen wird, kann der Ernst schon kommen. Lachen hat sie nebenbei ja doch gekonnt.

Aber nun war's aus — alles aus!

Barbara schauderte und sah sich um — alles aus! Sie preßte die Hände gegen die Brust und senkte tief. War's nicht am besten, sie lief hinunter und sprang in die Kyll? Die brauste und schäumte heut. — Wenn ein die Augen zumachte und warf sich auf den Grund, dann war das Wasser tief genug, um drinnen zu ertrinken mit aller Noth. Aber nein, nein, das wär' eine grausame Sünd! „Du sollst nicht tödten!“ sagte der Herr Kaplan — und das ist gleich, ob man's selber ist oder noch was Ungeborenes. —

„Bah, wat dän spricht!“

Der trotzig Zug um Barbara's Mund trat stärker hervor, mit einer ungeduldigen Bewegung schleuderte sie die widerspenstige, schimmernd blonde Haarsträhne aus der niedern Stirn.

„Wann ech sterben wollt', dächt dän mich net dran hinnern on kein Gebetbuch on kein Kirch. Wat später kömmt, dat waas mer net, on wann ech in et ewig Fegfeuer muß, dußt et lang net su brennen als dat Quälen hei!“

Sie schlug sich mit der flachen Hand auf die Brust. „Jao, hei — hei!“

Große Thränen traten ihr in die Augen, sie starrte wieder eine Weile vor sich hin, dann rieselten die Tropfen langsam über ihre Wangen, und um ihre Lippen irrte es fast wie ein Lächeln. Sie faltete die Hände.

„Maria, Modder Gotts! Gebenedeite unner den Weibern, verzeih mer de Sünd! Ech duhn üwel; mitten in meiner Angst es mer't e su, als spürten ech en groß Freid; ech werden net mich e su allein sein, e su einsam, ech werden wat Lebigs am Herz halen, wat mein es, mier zugehert — wan hän mech net heiraoden kann, net will“, — sie knirschte mit den Zähnen, und ihre Augen funkelten drohend — „soll hän et bleive laossen. Ech han mei Könd, dat han ech, dat kann mer keiner holen — on ech frein mich!“

Sie warf den Kopf in den Nacken, trat ins Thor zurück und schleuderte es kräftig hinter sich ins Schloß. Mit langsamem, schwerfälligem Schritt ging sie dem Hause zu. Dort war's im Flur schon dunkel, schwach länte vom Dorf das Bimmeln des Abendglöckleins herüber. Das Mädchen bekreuzte sich und stieß die niedrige Stubenthür auf.

„Gelobt sei Jeeses Christes!“

Simeon Pfalzel und sein Weib murmelten kaum hörbar den Gegengruß. Nur der junge Mensch am oberen Tisch-

rante antwortete mit klingender Stimme: „In Ewigkeit Amen!“ Aber er sah die Barbara dabei nicht an, und auch sie heftete den Blick unverwandt auf den Boden. Schweigend ließ sie sich nieder und tauchte den Löffel in die irdene Schüssel mit saurer Milch; sie aß mit Heißhunger, und die Schalenskartoffeln, die vor ihrem Platz, auf den blanken Tisch geschüttet, lagen, verschwanden im Umsehen.

Die vier Menschen redeten kein Wort.

Die zwei Alten schauten verdrossen drein; fast widerwillig sah der Bauer zu, wie rasch die weißen Zähne der Barbe die Bissen zermalmeten, und die Bäuerin ließ mit deutlich erkennbarem Mißtrauen ihre stechenden Blicke über die Gestalt der Dienstmagd gleiten.

Der Sohn des Hauses, der schöne Lorenz, rückte bei jedem solchen Blick unruhig auf der Bank hin und her. Röthe und Blässe wechselten auf seinem Gesicht. Die Hand, die den Löffel führte, zitterte, daß die Milch auf dem Weg zum Mund verschüttet ward. Er räusperte sich, und sein Löffel stieß in der Schüssel mit dem der Magd zusammen. Was fiel der Barbe ein? Sie sah hier so dreist, so — wo hatte sie nur ihr Tuch? Das that sie sonst nie ab, wegen ihrer argen Verkältung; heut fehlte es! Sein Fuß suchte unterm Tisch den ihren, sein derber Lederschuß setzte sich mit warnendem Druck auf ihren Holzpantoffel.

Sie hob den Kopf und sah ihn starr an, ohne mit der Wimper zu zucken. Ihr bleiches Gesicht leuchtete ordentlich in der Dämmerung, unter ihren Augen gruben sich blaueschwarze Ringe ein.

Herr Jesses, wie sah sie aus! In der Brust des jungen Mannes pochte das Herz mit Ungeßüm — wenn sie nur schwieg! Mit dem Vater war kein Spaßen, und wenn's gar die Anna, des reichen Pächters Tochter auf dem Ramstein, erfuhr — die war zu Erier bei den lieben Nönchen in „Pennsjoßn“ gewesen und erst vor kurzem heimgelehrt, die war so zimperlich, die wollte dann vielleicht nichts mehr von ihm wissen — und er brauchte doch Geld, viel Geld, er war die Kujoniererei satt; wofür war er denn der schöne Lorenz? — Verflucht! Scheu glitt sein Blick zu der Mutter hinüber und von dort auf das Mädchen. Es lag ein wunderbares Gemisch von Besorgniß und Haß, Furcht und Leidenschaft in seinem hellen, begehrliehen Auge. Wenn die Barbe nur fort wäre, fort um jeden Preis — aber wohin? Geld hatte er keins, sie wegzuschaffen; hielt ihn doch der Vater so knapp, er mußte arbeiten wie ein Knecht und besaß doch keinen Pfennig. Das mußte anders werden. Unwirsch riß sich der hübsche Mensch an dem starken Schnurrbart und wühlte mit der Linken in seinen krausen Haaren. Wär' sie nur weg! Und doch, wenn er sie so dastizen sah, den blonden Kopf tief geneigt, die dunkeln Wimpern wie ein Geheimniß auf den blassen Wangen, dann zerrte es an seinem Innern und stieg ihm verdunkelnd in den Blick. Er hätte sie in die Arme pressen mögen, bis ihr der Athem verging, ihr den festgeschlossenen, trohigen Mund mit Klüssen aufreißen, sie küssen, küssen in Lust und Pein, und dann — sie wegstoßen. „Ach!“ Sie war der Stein des Anstoßes, der Fleck auf seinen Weg. Sie mußte fort.

Mit einem unwilligen „Roß Donner“ sprang der Bursche auf und warf den Löffel auf den Tisch.

„Häh,“ fragte die Mutter, „woar giehsie? Has de fertig gäh.“

„Woar soll hän Lorenz giehn?“ lachte der alte Simeon und verzog dabei das lederfarbene Gesicht in unzählige Fältchen, „sich verlufteren uf den Ramstein, hän wird de Anna kareßeren; Zeit es et, dat hän voran nicht, mer brauchen Geld in de Wirthschaft — wat? — Häh? — Has de wat ze saon, Barbe?“

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Rundschau.

(Die Wilson'sche Erscheinung bei Sonnenflecken. Abnorme geothermische Tiefenstufen. Die Akomodation der Fische und Kopffüßler.)

Die Erscheinung der Sonnenflecke, die nunmehr seit fast 300 Jahren bekannt sind und anhaltend und dauernd beobachtet werden, ist trotzdem in ihren Einzelheiten durchaus noch nicht genügend aufgeklärt. Nicht einmal das sieht ganz fest, ob es sich bei ihnen um Vertiefungen in der Photosphäre, der leuchtenden und glühenden Atmosphäre der Sonne, handelt, oder ob sie in höherem Niveau ähnlich wie die Wolken unserer Atmosphäre liegen; ja selbst die Meinung ist vertreten worden, daß sie Erhöhungen auf dem eigentlichen Sonnenkörper bilden, von denen das Licht in einem größeren Raumwinkel ausgestrahlt wird, als von einer gleich großen ebenen Fläche, und die aus diesem Grunde

dunkler erscheinen müssen, als ihre ebene Umgebung. Die Vorstellung, daß die Sonnenflecke Vertiefungen in die Photosphäre darstellen, gründete sich besonders auf folgendes, von Wilson zuerst beobachtetes und nach ihm benanntes Phänomen:

Der eigentliche dunkel erscheinende Fleck geht nicht unmittelbar in die helle Sonnenscheibe über, sondern es breitet sich um ihn ein allmählig heller werdender Ring aus, Penumbra (Halbschatten) oder Hof genannt, während der eigentliche Fleck der Kern genannt wird. Die Sonnenflecke bewegen sich nun über die Sonnenscheibe in etwa 28 Tagen in der Richtung von Ost nach West, eine Bewegung, die von der Rotation der Sonne selbst herrührt. Wilson beobachtete nun bei manchen Sonnenflecken, daß bei ihrem Fortrücken gegen den westlichen Sonnenrand die Penumbra auf der Ostseite des Fleckens rascher verschwindet, daß der Kern hier schärfer begrenzt erscheint, als auf der Westseite. Dadurch gewährt der Fleck den deutlichen Anblick einer perspektivisch gesehenen Vertiefung.

Da die Zeichnungen und Photographien von Sonnenflecken in bezug auf diese Erscheinung sehr widersprechende Resultate ergaben, so hat der italienische Astronom Ricco in neuester Zeit eine systematische Untersuchung über diesen Punkt angestellt. Im ganzen beobachtete und zeichnete er an 3451 Tagen 17456 vollständige Flecke, unter denen 3324 verschiedene waren; die anderen waren nur verschiedene Darstellungen derselben Flecke. Zur Entscheidung über die Wilson'sche Annahme waren von dieser Anzahl nur diejenigen Flecken zu brauchen, die eine regelmäßige Gestalt des Kernes und Hofes hatten; das waren im ganzen 185. Von diesen boten 131 ein der Wilson'schen Theorie entsprechendes Aussehen dar, das heißt der östliche Theil ihrer Penumbra wurde kleiner und verschwand zum theil völlig (bei 23), wenn sie sich dem Westrande der Sonne näherten; 18 zeigten ein gegentheiliges Verhalten, d. h. bei ihnen wurde der westliche Theil des Halbschattens kleiner, wenn sie sich dem Sonnenrande näherten, und bei den übrigen 36 zeigte sich kein wesentlicher Unterschied zwischen dem östlichen und westlichen Theil der Penumbra. Ricco schließt aus seinen Beobachtungen, daß die Flecke nahe an den Sonnenrändern eine Perspektive zeigen, wie wenn sie Vertiefungen wären; aus den 23 Flecken, bei welchen der östliche Halbschatten völlig verschwunden war, berechnet er die Tiefe derselben zu etwa 1000 Kilometer, also etwa gleich dem 12. bis 13. Theile des Durchmessers der Erde. Trohdem wird man einräumen müssen, daß die Meinung, die Flecken seien Vertiefungen, nicht allzu sehr gestützt erscheint; die Wilson'sche Erscheinung, die ja bei dem finstern Theile der Flecken fehlt, läßt sich durchaus auch mit einer Theorie, nach welcher die Flecken wolkenartige Gebilde sind, in Einklang bringen, und vielen wird die Annahme von Wolken, die bei der zunehmenden Erhaltung des Sonnenkörpers auftreten müssen, plausibler erscheinen, als die von Vertiefungen in der Atmosphäre oder dem Körper der Sonne.

Wie die Sonne beständig Wärme ausstrahlt und daher dauernd kälter werden muß, so auch, wenn auch in geringerem Maße die Erde. Auch der Planet, auf dem wir leben, muß einst in einem sonnenähnlichen Zustand gewesen sein; durch die allmähliche Abkühlung ist die Oberfläche schließlich so weit erstarrt, daß sie bewohnbar geworden ist. Aber von dem damaligen Zustande giebt die enorme Hitze des Erdinnern noch heute Kunde. Dringt man nämlich in das Innere der Erde ein, so wird es heißer und heißer, und zwar rechnet man im allgemeinen, daß bei einem Vordringen um 33 Meter eine Temperaturzunahme um je einen Grad stattfindet, so daß man in der Tiefe eines Kilometers schon eine Temperaturzunahme um 30 Grad hätte, in der Tiefe einer Meile also bereits eine Temperatur von über 200 Grad herrschen würde.

Die geothermische Tiefenstufe, wie man die Strecke nennt, um die nun in das Erdinnere eindringen muß, um eine Temperaturzunahme um einen Grad zu konstatiren, beträgt aber nicht überall 33 Meter; schon vor mehr als 50 Jahren war man am Fuße der schwäbischen Alp, bei Neuffen, auf ein Bohrloch gestoßen, in welchem die geothermische Tiefenstufe nur 11,3 Meter betrug. Da man eine so außerordentlich schnelle Zunahme der Wärme sonst nirgends auf der Erde beobachtet hatte, so wurden die Untersuchungen bei Neuffen von den Geologen mit großer Vorsicht aufgenommen und ihnen nicht viel Gewicht beigelegt. Neuerdings hat sich der Geologe Branco mit dieser Frage beschäftigt und ist zu dem Resultat gekommen, daß gar kein Grund vorliegt, an der Wichtigkeit der Temperaturbestimmungen im Neuffener Bohrloche zu zweifeln. Auch ist die abnorme geothermische Tiefenstufe zu Neuffen nicht mehr so vereinzelt, wie sie früher erschien; so haben sich im Petroleumgebiete nördlich von Straßburg i. Elß. Tiefenstufen von 14 Meter, bei Oberstätten sogar eine von 8 Metern gezeigt. In den elßassischen Bohrlochern zeigt sich außerdem ein sehr merkwürdiges Springen der Temperaturzunahme, so daß in einem und demselben Bohrloche in verschiedenen Tiefen abwechselnd große und kleine Tiefenstufen vorkommen.

Diesen abnorm geringen Tiefenstufen stehen auch sehr große gegenüber; so wird aus einer Mine an einem oberen See in Nordamerika berichtet, daß dort die Temperatur erst in einer Tiefe von 70 Metern um einen Grad gesunken ist. Man erkennt aus diesen Angaben, daß die Temperaturverhältnisse des Erdinnern nicht nach einem einfachen Schema zu behandeln sind, sondern daß an verschiedenen Orten eine ganze Reihe besonderer Einflüsse maßgebend sein müssen, die zu berücksichtigen sind, wenn man ein zutreffendes Bild erhalten will.

Der Physiologe Beer, der vor zwei Jahren eine merkwürdige Akkommodation bei den Augen einiger Fischarten festgestellt hatte, hat seine Versuche bei anderen im Wasser lebenden Thieren, den Kopffischn, zu denen die bekannten Tintenfische gehören, fortgesetzt und hier dieselbe Eigenthümlichkeit gefunden, wie bei den Fischen. Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts war es eine ganz gebräuchliche Annahme, daß das Einstellen des Auges für die Ferne häufig mit einer Muskelanstrengung verbunden sei, daß die Raubvögel z. B. ihre Augen auf weit entfernte Gegenstände einstellen, also für die Ferne akkomodiren könnten. Als die Brechungsverhältnisse im menschlichen Auge genauer untersucht wurden, zeigte es sich, daß wir für die Ferne gar nicht akkomodiren können; im Ruhezustande schweift der Blick in die weitesten Fernen und ganz parallel ins Auge fallende Lichtstrahlen werden auf der Netzhaut in einem Punkt vereinigt. Erst wenn wir einen näheren Gegenstand ins Auge fassen wollen, krümmen wir mittels einer Muskelanstrengung die Krystalllinse unseres Auges, akkomodiren dasselbe, wie der Kunstausdruck lautet. Der Begriff des Akkomodirens verschmolz allmählig ganz mit dem des Einstellens des Auges für die Nähe.

Es erregte daher das höchste Erstaunen, als festgestellt wurde, daß die Knochenfische für die Ferne akkomodiren; sie thun das nicht, wie wir, durch Aenderung der Einseitkrümmung, sondern indem sie die Linse, die bei ihnen bekanntlich kugelförmig ist, als Ganzes verschieben, sie der Netzhaut bald nähern, bald von ihr entfernen. Wie Herr Beerin dem eben erschienenen Hefte des „Archivs für Physiologie“ mittheilt, gilt für die von ihm untersuchten Augen der Kopffischn genau dasselbe, so daß also bei den im Wasser lebenden Thieren mit höher entwickelten Augen im Gegensatz zu den auf dem Lande lebenden eine Akkommodation für die Ferne festgestellt ist.

Eigentlich war dies zu erwarten; denn da das Wasser doch nicht so durchsichtig ist, wie die Luft, sondern schon in verhältnismäßig geringer Entfernung undurchsichtig wird, so sind die Wasserthiere darauf angewiesen, ihre Nahrung aus der Nähe zu gewinnen, sowie sich vor Feinden, die nicht allzuweit entfernt sind, zu schützen. Dies muß die Ausbildung Auges begünstigen, das im Ruhezustand, also unakkomodirt, d. h. unangestrengt, die unmittelbare Umgebung überblickt, während die Anstrengung der Akkommodation nöthig ist, wenn weiter befindliche Gegenstände ins Auge gefaßt werden sollen, und bei ziemlich weit entfernten Objekten vermag das Auge den Dienst völlig, da das umgebende Medium, das Wasser, nicht durchsichtig ist.

Kleines Feuilleton.

Die neueste Affiche. Der „Frankf. Ztg.“ schreibt man untern 9. August aus Paris: Die blaue Fläche, die bei so zahlreichen Herren der Schöpfung das wallende Haupthaar vertritt, ist bisher noch nicht praktisch verwendet worden und diente höchstens in den äußersten Vorstadttheatern den Besuchern der obersten Gallerien als Zielscheibe für die Orangenschalen, Bursthäute und ähnliche Geschosse. Auch der findigste Kellamaler war noch nicht auf die Rahtöpfe verfallen. Seit gestern wird nun den Bummelern der großen Boulevards ein neuartiges Schauspiel geboten. Zehn höchst elegant gekleidete Herren mit gelben Schuhen und blendend weißem Strohhut spazieren in geschlossener Reihe des Boulevards entlang. Vor den stark besetzten Terrassen der Cafés oder vor einer Menschengruppe, die durch den Wagenverkehr zusammengedrängt wird, lästern sie auf ein gegebenes Zeichen die Hüte und senken die Köpfe, auf denen in schöner blauer Lapidarschrift die Worte zu lesen sind:

„Konzert X.
Demnächst Eröffnung.“

Der Erfolg dieser Rahtöpfe-Kellame war am ersten Tage ein durchschlagender: auf dem ganzen Wege von der Porte Saint-Denis bis zur Rue Scribe erscholl lautes Gelächter über die neuartige Annonce, die entgegen den Gesetzesvorschriften nicht gestempelt ist. Ein Steuerbeamter, der in der Angelegenheit bewandert ist, versicherte uns, die Steuerbehörde wäre berechtigt, die ungestempelte Annonce zu konfiszieren und den erfindungsreichen Unternehmer mit einer Buße von 62 Franks per beschriebenen Schädel zu belasten. Das Eintreiben der Buße würde bei der bekannten Gewandtheit der Steuerbehörde keine ernstlichen Schwierigkeiten bieten, desto mehr aber die Beschlagnahme der ungestempelten Ankündigung, da es geradezu barbarisch wäre, die armen Rahtöpfigen zu skalpiren. Falls die Steuerbeamten aus Wuth darüber, daß sie dieser neuen Kellame nichts anhaben können, sich die Haare anraufen, so bleibt ihnen der Trost, daß sie sich dann selbst für die Schädelkellame verwenden lassen können. Man mag über die neue Kellame denken, wie man will, man mag sie geschmacklos finden, wird aber zugeben müssen, daß sie auf keinen Fall bei den Haaren herbeigezogen ist. Dieser Umstand wird es vielleicht mit sich bringen, daß die Schädelannoncen binnen kurzem eine große Ausdehnung gewinnen, so daß die wirklichen Rahtöpfe bald vergriffen sein würden und man zu falschen Rahtöpfigen seine Zuflucht nehmen müßte. Bei der jetzigen Verfälschungswuth muß man auf alles gefaßt sein.

Die „Teufels-Bibel“. Zu den kostbarsten Büchern der Bibliothek zu Stockholm gehört die sogenannte Teufels-Bibel. Diesen Namen hat die Handschrift von einem Bilde erhalten, das den Teufel mit doppelter Zunge und langen Klauen an den Händen und

Füßen darstellt. Das Buch hat ungewöhnlichen Umfang; die 309 (ursprünglich 318) Seiten, jede von zwei Kolonnen, sind 0,9 Meter hoch und 0,5 Meter breit. Das Material besteht aus dickem schön gearbeiteten Pergament, zu dem gegen 160 ganze Eselsfelle erforderlich waren. Die Deckel bestehen aus 4,5 Zentimeter dicken, mit starken Beschlägen versehenen Eichenbrettern. Das Gewicht des Buches ist sehr beträchtlich. Bei dem großen Schloßbrande in Stockholm im Jahre 1697 mußte die Bibel aus dem Fenster geworfen werden, um sie zu retten; hierbei wurden die Deckel sehr beschädigt, deren Ausbesserung aber erst im Jahre 1810 vorgenommen. In den alten Beschlägen kann man noch erkennen, daß das Buch früher angeleitet gewesen ist. Dies merkwürdige Buch nebst einer Menge anderer, kaum weniger seltener und kostbarer Handschriften, u. a. die in der Bibliothek zu Upsala aufbewahrte Ulfilas-Bibel, wurden im Jahre 1648 bei der Erstürmung Prags durch die Schweden unter Königs- und „erobert“ und der Königin Christine „verehrt“.

Theater.

— **Sudermann's „Johannes“ verboten.** Herrmann Sudermann's neuestem Bühnenwerke „Johannes“, das als eine der ersten Novitäten im Deutschen Theater in Szene gehen sollte, hat die Zensur die Erlaubnis zur Aufführung versagt. Die Verfügung des Polizeipräsidenten lautet: „Der Direktion eröffne ich ergebenst, daß öffentliche Darstellungen aus der biblischen Geschichte des alten und neuen Testaments bestimmungsgemäß schlechthin unzulässig sind. Ich bin daher nicht in der Lage, die nachgesuchte Genehmigung zur Aufführung der zur Zensur vorgelegten Tragödie „Johannes“ von Sudermann im Deutschen Theater zu erteilen.“ — Die Direktion des „Deutschen Theaters“ hat gegen dieses Verbot zunächst beim Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg Beschwerde eingelegt.

Musik.

— **er. — Belle-Alliance-Theater.** Zur Vinderung des von der heurigen Heberschwennungskatastrophe geschaffenen Glends wurde in diesem Theater, das sich seit dem letzten Direktionssturz auch äußerlich gründlich geäubert hat, eine Wohlthätigkeits-Vorstellung veranstaltet, die in materieller Beziehung Erfolg hatte. Leider schienen die künstlerischen Vorbereitungen des Abends die allgemeine Empfindung zu erregen, daß selbst die von der Flagge der Wohlthätigkeit geschützten Angriffe eines dreisten Dilettantismus nicht bis zur letzten Grenze ihrer Grausamkeit gehen sollten. Nehmen wir die Gesangsvorträge des Herrn d'Andrade aus, deren große Wirkung mehr der feinsten technischen Beherrschung als der leinewegs unberührten Frische des Organs zuzuschreiben ist, so war alles andere von einer mitlenderregenden Minderwerthigkeit. Das regste Interesse hatte man sich für die hier neue Oper „Enoch Arden“ von Robert Erben aufgespart, welche der musikalischen Ausnahmefähigkeit und normalen Nerven das schlimmste zumuthete. Tennyson's berühmtes Gedicht ist wiederholt als Opernlibretto benutzt worden, ohne seinen musikalischen Bearbeitern nennenswerthen Erfolg gebracht zu haben. Das sentimentale Erysche einiger Situationen kann für die dramatische Passivität der Personen und die Monotonie des Empfindungsmilieus nicht entschädigen. Die Musik des Herrn Erben erschien uns wie eine Improvisation, welche für Gedanken tragisch pessimistische Dissonanzen, für Form die entfesselte Orchester-schrankenlosigkeit zu bieten vermag. Man braucht kein Schwärmer für Prüderie in der Harmonielogik zu sein, um dieser Art von Musik, die stets aus krankhaft impotenter Originalitätsucht und nie aus dramatisch musikalischer Nothwendigkeit emporwächst, geradezu die Wirkung einer Realinjurie zugumessen. Die Ausschweifungen dieses Opernhegensabbaths, die sich theils als urwüchsige Energie theils als interessanter Welt Schmerz maskiren, werden von lyrischen Akzeptanten unterbrochen, die leider, mögen sie auch mehr süßlich als empfunden sein, sofort im Ozean aufgeregtester Mißlänge verschwinden. Herr Erben wird vorerst alles hypergenialische Gehaben ablegen müssen, dann mag über die Persönlichkeit seines Talentes eine Entscheidung gefällt werden. Daß Herr Erben sein Werk in solch unerhörter Weise interpretiren lassen konnte, wie es an diesem Abend geschah, bedeutet mehr als bescheidene Selbstlosigkeit. Wenn wir es Herrn Rohwinkel (Arden) als Lob anrechnen müssen, daß er wenigstens seine Partie notengemäß beherrschte, so genügt die Thatsache, daß diese Selbstverständlichkeit von den übrigen Mitwirkenden aus grausamste Verleht wurde, um diesen künstlerisch verlorenen Abend zu charakterisiren.

Kunstgewerbe.

— **Neue Keramik.** In München machen die keramischen Arbeiten, die der Kunstmaler Theodor Schmutz-Baudisch gegenwärtig im Glaspalast ausgestellt hat, großes Aufsehen. Die „M. N.“ schreiben darüber: „All diese kleinen, einfach und elegant geformten vasenartigen Gefäße sind ganz seine (des Künstlers) eigene Arbeit: von ihm entworfen, gedreht, modellirt, geschnitten, glazirt und gebrannt. Mit dem Wort „geschnitten“ ist schon auf die Eigenart der Technik hingewiesen: Die Ornamente sind nämlich nicht gemalt, also durch die Glazur geschaffen, sondern vor der Glazur aus zwei übereinander liegenden Thonschichten — einer weißen und einer gelbrothen — herausgeschnitten oder gravirt — etwa nach Art der Cameen. Die Glazuren, mit denen dann das schon zweifarbige erscheinende ornamentirte Gefäß versehen wird, sind durchscheinend, so daß mit einer einzigen

Farbe der Glasur bereits zwei Farbenabstufungen erreicht werden, indem sie aus der weißen Thonschicht heller und kälter, auf der gelbrothen dunkler und wärmer erscheint. Aus der geschickten Verwerthung dieses Umstandes ergeben sich bei verhältnismäßig wenig Tönen schon recht manigfache, dabei ruhige und einseitliche Farbenwirkungen. Die Ornamente sind in enger Anlehnung an die Natur gehalten, aber niemals naturalistisch; sie zeigen in feiner Stilisirung Motive meist der einheimischen Flora und Insektenwelt, auch Eidechsen oder Schlangen, die manchmal in der Art Palissy's ganz oder theilweise plastisch aufgelegt sind und so die Profilirung der Gefäße beleben. Anmuthige Erfindung, glücklicher Farbensinn spricht aus all' diesen kleinen recht künstlerischen Gebilden. —

Geschichtliches.

— Ein Cecil Rhodes im 17. Jahrhundert. Der „Niederländische Spectator“ zieht eine Parallele zwischen dem Jameson-Ritt und einer Epifode, die über 200 Jahre zurückliegt. Im Jahre 1661 lebte ein Vorbild von Cecil Rhodes, der Freibeuter Holmes. Mitten im Frieden taperte er eine Anzahl holländischer Kauffahrtschiffe und eroberte die holländischen Besitzungen an der Westküste von Afrika, während zu gleicher Zeit ein anderer Räuber, Nicholls, in Neu-Amsterdam (dem heutigen New-York) die holländische Flaggae beschimpfte und die Niederlassung für England in Besitz nahm. Zu dem bekannten Tagebuche von Pepsys findet man darüber wörtlich folgende Stelle: „Als König Karl von dem Handstreich von Holmes hörte, hatte er eine unbändige Freude; natürlich wurde Holmes in den Tower geworfen, um den äußeren Anstand zu wahren, aber ich weiß, daß dies nur zum Schein geschah.“ Pepsy schildert diesen Holmes als einen „schlau, verschlagenen Kerl mit zwei Gesichtern, mit denen er seine Feinde ebenso freundlich anblinnte wie seine Freunde“, und dann ruft er aus: „Guter Himmel! was für Zeiten erleben wir doch! Kann denn ein Mensch nicht ohne Heuchelei und Schurkenreiche leben?“ —

Naturwissenschaftliches.

— Die Elektricität der Haare und Federn ist in neuerer Zeit von Professor Exner und Dr. Schwarze von einem biologischen Gesichtspunkte untersucht worden, der manche neue Aufschlüsse ergab. Eine durch die Luft bewegte Flügelfeder wird positiv elektrisch, während die Luft mit negativer Elektricität beladen wird. Der gegen die großen Federn geriebene Flaum wird ebenfalls negativ elektrisch. Zwei in ihrer natürlichen Lage gegen einander geriebene Schwungfedern werden auf der Unterseite negativ, auf der Oberseite positiv. Durch diese theils gleichartige und theils ungleichartige Elektrisirung erwachsen dem Vogel allerlei Vortheile; die durch Masse zusammen geklebten Fiederchen der Feder trennen sich beim Fluge durch gegenseitige Abstößung von selbst, und nach dem Fluge zieht der negativ gewordene Flaum die Flügelfedern an, sodas sich das durch den Flug gesträubte Gefieder von selbst zurechtlegt. Der stärkere Wind vermehrt die elektrische Spannung des Ober- und Untergefieders, so daß er, statt es zu trennen, den Zusammenschluß befördert, und in demselben Sinne wirkt die durch Reibung der Schwungfedern unter einander erzeugte, entgegengesetzte Elektricität der Ober- und Unterseiten. Ähnliche Vortheile bietet die Elektrisirung des Pelzes der Säugethiere durch Gegeneinander-Reibung der Haare und mit der Luft. — („Prometheus“).

Technisches.

t. Die größte Papiermaschine der Welt ist gegenwärtig für die amerikanische Mumford Falls Paper Company im Bau begriffen und wird im „Scientific American“ beschrieben. Diese Maschine wird einen Papierstreifen von 3 3/4 Meter Breite erzeugen, eine bisher noch niemals hergestellte Breite; dabei liefert die Maschine in jeder Minute einen 152 Meter langen Streifen von dieser Breite. In 24 Stunden wird die Maschine 700 Zentner Papier fertig stellen. Man rechnet, daß zu ihrer Bedienung nicht weniger als 40 bis 60 Menschen nothwendig sein werden. —

Humoristisches.

— Wie ein Stück aus den Schwänken des Raff-eb-din lieft sich die türkische Prozeßgeschichte, die R. v. d. Goltz in seinen „Anatolischen Ausflügen“ erzählt. Ein reicher Mann hatte einen sehr wichtigen Prozeß um eine große Besizung zu führen. Aber der Fall lag verwickelt und der Richter erklärte ihm eines Tages: „Gözüm (mein Auge), Deine Sache steht schlecht; ich laun sie zu Deinen Gunsten nur entscheiden, wenn Du mir hundert unverdächtige Zeugen stellst, die bekunden, nicht anders zu wissen, als daß Du der rechtmäßige Herr der Güter bist, die Du beanspruchst. Der Kläger — nennen wir ihn Ali Effendi — ging, schlug sich an die Stirn und dachte nach, was der Richter wohl gemeint haben könne; denn nach einem Hintergedanken suchte der Orientale stets. Plötzlich ging ihm ein Licht auf — Bekram war nahe; schnell eilte er in die Küche, um für den Kadi einen Bekramtschnecken, aber einen besonders großen, zu kaufen, der, wie es üblich ist, nach Art unserer Torten in schmale dreieckige Stückchen zerlegt war. Solcher Theile sollten es gerade hundert sein, und in einen jeden wurde ein funkelnagelneues Goldstück gebaden. Vergnügt eilte Ali Effendi damit zum Hause des Richters und besahl dessen Diener, Osman Agha, den Kuchen sofort zu seinem Herrn hinaufzutragen. Doch Osman Agha witterte sogleich, daß es mit dem Kuchen seine eigene Bewandniß haben müsse, und untersuchte heimlich eines der dreieckigen Theilchen, fand das Goldstück

darin, steckte es in die Tasche und aß das Kuchenstück auf; die übrigen 99 schob er zusammen, sodas nichts zu merken war. Allein es reizte ihn, dasselbe mit einem zweiten Theilchen zu versuchen, und siehe, es ging, auch die nun übrigen 98 ließen sich noch zusammenschieben, ohne daß man etwas Verdächtiges sah. Das zweite Goldstück wanderte in Osman's Tasche und das zweite Kuchenstück in seinen Magen. Ja, es glückte noch ein drittes Mal — aber nun war's zu Ende damit. Den Kuchen mit den 97 Stückchen trug er zum Kadi hinauf. Bald darauf fand die entscheidende Gerichtssitzung statt. Siegesgewiß ging Ali Effendi hin. Aber der Richter machte ein besorgtes Gesicht. — „Gözüm, Deine Sache steht schlecht, ich habe Dir aufgegeben, 100 Zeugen zu stellen, Du hast mir aber nur 97 bringen können.“ — „Wallah — billah! Herr, ich habe 100 gebracht.“ — „Ich habe nur 97 gezählt.“ — „Ich habe 100 ins Haus gebracht und Osman Agha übergeben, er solle sie zu Dir hinaufführen.“ Der Kadi klatschte in die Hände — Osman Agha kam. „Osman Agha“, sprach der Kadi ernst, was heißt das, Ali Effendi behauptet, er habe 100 Zeugen gestellt, die Du zu mir hinaufbringen solltest, und ich habe nur 97 gezählt.“ — „Herr“, erwiderte Osman Agha demüthig, „Du hast recht, aber Ali Effendi hat auch recht. Er brachte mir hundert Zeugen, aber drei davon waren schon so alt und schwach, daß sie die Treppe nicht mehr steigen konnten.“ — Sprach's und Ali Effendi gewann seinen Prozeß. —

Bermischtes vom Tage.

— Furchtlos und tren! Vor einigen Tagen bestellte die Buchhandlung Vorwärts im Auftrag unserer Redaktion bei R. Kahle's Verlag in Dessau ein Exemplar: Böttner Pfänner zu Thal: „Der deutsche St. Michael, Führer für Wädhnen“. Die Sendung wurde durch den Kommissionsär Herrn Theodor Thomas in Leipzig gegen baar erbeten. Sie kam nicht. Dafür aber slog der Bestellzettel zurück mit folgender Bemerkung auf der Rückseite: „Da wir mit Ihnen nicht in Geschäftsverbindung stehen, bedauern wir, Ihnen nichts liefern zu können. Hochachtung Mich. Kahle's Verlag. Inhaber: Herrn. Osterwitz, Königl. Hofbuchhändler, Dessau.“ Der arme „Vorwärts“! Jetzt wird er nie den Böttner-Pfänner'schen Michel zu Gesichte bekommen! Das ist das eine Wunder. Das zweite scheint zu sein, daß sich unter St. Michael's Flügeln, endlich einmal ein Autor und ein Verleger zusammengefunden haben, die vollständig zu einander passen. „Beugt vor!“ sagt Miquel. —

— Eisenbahn-Unglück. Hannover, 15. August. Amtlich wird bekannt gemacht: Am 14. d. Mts. abends gegen 9 Uhr ist auf der Bahnstrecke Lehrte—Hamburg und zwar auf der freien Strecke in km 59,0 zwischen den Stationen Celle und Eschede der aus 7 Wagen bestehende Zug 37d mit der Lokomotive und 4 Wagen entgleist. Hierbei wurden 3 Personen getödtet: 1. Ernst Otto aus Plenzburg; 2. Schaer aus Gronau; 3. F. H. Henning aus Hamburg. Ferner sechszehn Personen, darunter drei schwer, verletzt. Die sofort aus Celle und Uelzen herbeigerufenen Aerzte legten den Verletzten den ersten Verband an und sorgten für Ueberführung nach Celle. Die Ursache des Unfalles hat noch nicht festgestellt werden können und wird die sofort eingeleitete Untersuchung das weitere ergeben. Die entgleisten Wagen sperren beide Hauptgleise, jedoch war um 5 Uhr morgens das westliche Gleis wieder fahrbar und konnte der Bahnbetrieb zwischen Celle und Eschede eingleisig aufgenommen werden. Die Reisenden der sonstigen Züge fanden zum theil durch Umleitung der Züge, zum theil durch Umsteigen an der Unfallsstelle möglichst schnelle Beförderung. —

— Die Typhusepidemie in Deuthen nimmt stark zu, auch unter dem Militär. Ein Soldat ist gestorben, 21 sind erkrankt. Die Ferien des Gymnasiums sind auf unbestimmte Zeit verlängert worden. —

— Schiffsunglück. Am Sonntag gegen Abend ist einer der kleinen Personendampfer, die in Dresden dem Verkehr zwischen der Altstadt und der Neustadt dienen, untergegangen. Man sagt, er wäre bedeutend überladen gewesen. Sieben Personen werden vermißt. —

— Auch der Bischof von Regensburg hat das Radfahren den Geistlichen und den Zöglingen der „Klerikal- und Knabenseminarien seines Sprengels als „gesundheitsgefährlich“ und „anständig“ gänzlich verboten. —

— Prag, 15. August. In einem Schlafwagen des Karlsbader Expresszuges wurden die Passagiere, während sie schliefen, von einem Mitreisenden ihrer Baarschaft und ihrer Schmucksachen beraubt. Der Räuber verließ unentdeckt den Zug. Man glaubt, daß die Passagiere erst narlotisiert und dann beraubt wurden. —

— Wien, 15. August. Eisenbahn-Unfall. Bei der Station Wittmannsdorf in Niederösterreich stießen zwei Personenzüge zusammen, drei Reisende wurden dabei schwer und drei leicht verletzt, sechs Waggons wurden beschädigt. —

— Das Gouvernement Lublin (Rußland) ist von einem furchtbaren Orkan heimgeführt worden, der außerordentlichen Schaden angerichtet hat. In Ostrowo sind viele Häuser eingestürzt, auch wurden Menschen getödtet und verletzt. Die telegraphische Verbindung zwischen Warschau und Odessa ist getödtet. —